

REVIEWS

Erzsébet ZAKARIÁS: Asszonyélet az Erdővidéken [Leben der Frauen in Erdővidék]. Marosvásárhely: Mentor Kiadó, 2000, 321 Seiten

Hinsichtlich der Forschung auf dem Gebiet der Anthropologie entsteht oft die Vorstellung, ein Kulturwissenschaftler werde zweimal geboren. Einmal in seine eigene Kultur, von der er sich dann irgendwann entfernt, um sich in der Erfahrung anderer, für ihn fremder Welten zu versuchen, und ein zweites Mal dann, wenn er in seine eigene Welt zurückkehrt und dieser Anlaß die aufregende Wiederentdeckung der heimischen Welt mit sich bringt. In diesem Augenblick gewinnt nämlich jede sich so angeeignete Kenntnis, die im Zuge der Sozialisierung Eigentum des Individuums geworden ist, neue Exposition.

Erzsébet Zakariás, ein Kind aus Erdővidék, wandte sich mit dieser staunenden Bewunderung ihrem Heimatland und innerhalb dessen der Welt der Frauen zu. Ihre Arbeit wurde – wie sie selbst in der *Einleitung* des Bandes erklärt – zugleich mit der Erschließung der Existenz der dort Lebenden weisenden und dirigierenden Gesetzmäßigkeiten auf der Suche nach einer Art „Maß und Weg“ auch zu einem wichtigen Wegweiser des entstehenden Frauentums.

Die Autorin begann ihre ethnologischen Forschungsarbeiten betreff des Frauenthemas in den 80er Jahren. Im Mittelpunkt ihres Interesses standen zunächst die sich an die Geburt knüpfenden Gebräuche, Denkweisen und Traditionen, die sich dann im Laufe der Arbeit auf die Gesamtheit des fraulichen Lebens und die Untersuchung der kulturellen Gegebenheiten erstreckten.

Im ersten Teil des Werkes (*Vorarbeiten*) untersucht sie die Frauenfrage in der internationalen Literatur: Wie wird Geschichte, deren Mittelpunkt oder Gegenstand Frauenfragen sind, geschrieben? Wie zeigt sich der Feminismus und bis wohin währt er? Wie läßt sich die Forschung des wichtigsten Schauplatzes im Leben einer Frau, die Geschichte der Familie, in der Untersuchung der Frauenexistenzen verwerten? Wie entwickelte sich im Laufe der Zeit die Geschichte der Frauenarbeit und in welcher Weise ist sie für dieses Thema von Bedeutung? Diese und ähnliche Fragen werden in den Unterkapiteln *Die Frau in der Geschichte*, *Frauenwissenschaft und ihre gesellschaftliche Unwissenschaft* oder *wozu ist Feminismus gut?*, *Familiengeschichte*, *Geschichte der Frauenarbeit* behandelt.

Darauf folgt zunächst ein Überblick über die sich mit der Frauenfrage befassenden westeuropäischen (englischen, französischen, deutschen) und ungarischen Fachliteratur, dann wird der untersuchte Kleinraum, Erdővidék, vorgestellt. Gesonderte Kapitel über die geographischen, geschichtlichen, gesellschaftlichen und religiösen Eigenheiten Erdővidéks vermitteln ein Bild, in dem gleichsam nach dem europäischen Ausblick der bereits engere Kontext des behandelten ethnologischen Materials dargestellt wird.

Der zweite Teil (*Leben der Frauen in Erdővidék*) ist eine schriftliche Zusammenstellung des gesammelten Materials. Nach einer Stellungswertung des Kindersegens befaßt sich die Autorin damit, wie die Szekler-Gesellschaft über Knaben bzw. Mädchen urteilte und wie ihre Handlungsweisen durch das Geschlecht des Kindes beeinflußt wurde. Im Leben der Kleinkinder begann sehr früh, bereits im Alter von 3–4 Jahren die auf geschlechtsspezifische Arbeit gerichtete Erziehung. Den Größeren, 10–12jährigen wurde bereits die Betreuung der Tiere und Obhut kleinerer Geschwister anvertraut, den 12–13jährigen Feldarbeiten und ernsthaftere Verrichtungen am Hof überlassen. Nach den das Kleinkindesalter und die Kindererziehung betreffenden Fragen folgt ein Kapitel über das Erwachsenwerden junger Mädchen. Die Mädchen konnten sich ab einem Alter von 14–15 Jahren, also nach ihrer Konfirmation, als reife junge Mädchen fühlen, was sich auch in einer Änderung ihrer Kleidung, Haartracht und Verhaltensweisen zeigte. Diese Wandlung wird im Unterkapitel *Jungmädchenzeit* vorgestellt, wobei auch Mädchenarbeit, Freizeitvergnügen, Galanteriebräuche, nähere Angaben bezüglich ihres vorehelichen Sexuallebens bzw. Vorbereitungen auf die Ehe, Brautwerbung und Hochzeitsvorkehrungen behandelt werden.

Nach dem Brautfest fand sich die junge Frau in einem neuen Wirkungskreis (*Die junge Frau in der neuen Familie*), da ja die Mädchen gemäß der Tradition in Erdővidék von ihren Familien weggezogen und sich in die Familie des Mannes einzufügen hatten. Nach der Geburt des ersten Kindes erfolgte eine Beziehungsveränderung der jungen Frau zu den Familienangehörigen ihres Mannes. Der Kindererziehung widmet die Autorin ein gesondertes Kapitel (*Kindererziehung*), indem sie nach den sich auf die Schwangerschaft beziehenden Erkenntnissen (Verhütung, Abtreibung, Anzeichen, Tabus) zu Fragen der Geburt und der Säuglingspflege übergeht und dabei auch jene Meinungen streift, die diesen Vorgang ständig begleiten, wie z.B. das Ammenkind, Zulieferung von Muttermilch und Gesundbetung.

Das Kapitel *Frauenarbeiten* schließt den Zyklus. Sie gruppiert die Arbeiten der Frauen in fünf große Kategorien, wie z.B. 1. Tätigkeiten im Zusammenhang mit der Nahrungsherstellung (Feld- und Gartenarbeit, Tierhaltung, Backen, Kochen), 2. Bekleidungsproduktion (Hanf- und Wolleaufbereitung, Spinnen, Weben, Nähen), 3. physische und psychische Familienhygiene (Waschen, Putzen, Krankenbetreuung, Religionspflege, Vorbereitung und Einstimmung von Festen), 4. Gewährleistung der gesellschaftlichen Präsentation der Familie. Entsprechend dieser Kategorien systematisiert sie deren Daten und präsentiert so die Arbeiten der Frauen in Erdővidék. Die einzelnen im Laufe eines Jahres vorgegebenen größeren Arbeitseinheiten bringt die Autorin mittels graphischer Darstellungen zur Kenntnis, eine ähnliche

Methode wendet sie auch später bei der Darstellung der gesellschaftlichen Beziehungssysteme bzw. Raumnutzung der Frauen in Erdővidék an. Am Ende dieses Teiles finden sich Angaben und Informationen bezüglich der alten Frauen.

Diesen Kapiteln folgt ein die 479 Texte umfassende Datensammlung, das Ergebnis der mit 60 Befragten geführten Interviews. Diese aufgezeichneten Gespräche wurden in thematischer Reihenfolge angeführt und lassen mit den Worten der Autorin ein Lebensmodell entstehen. Das Werk strebt also nicht die detaillierte Darstellung individueller Lebensläufe einer oder mehrerer Personen an, sondern versucht die Konstruktion eines Lebensmodells.

Reiches Illustrationsmaterial, vier „Hochzeitgeschenksbriefe“, fünf Illustrationen (Arbeiten von Attila Zakariás) und 63 volkskundliche Photos (Aufnahmen der Autorin) sowie eine einen Überblick über die Hauptkapitel vermittelnde Zusammenfassung in rumänischer und englischer Sprache schließen das Werk.

Diese Arbeit von Erzsébet Zakariás füllt also sowohl in wissenschaftsgeschichtlicher als auch im weitesten Sinne betrachteten ethnologischer Hinsicht bisher bestehende Lücken.

Mária SZIKSZAI

Theresa J. BUCKLAND (ed.): *Dance in the Field. Theory, Methods and Issues in Dance Ethnography*. Basingstoke: Macmillan Press Ltd., New York: St. Martin's Press Inc. 1999, 223 Seiten

Der Band ist eine aus 17 Schriften bestehende Studiensammlung. Unter den Autoren befinden sich norwegische, englische, amerikanische, ungarische, rumänische, griechische, kanadisch-ukrainische und schwedische Forscher, die uns den Tanz einerseits aus volkskundlicher, folkloristischer, andererseits aus kultureller, anthropologischer Sicht näherbringen. Diese beiden Schulen spiegeln sich in den publizierten Studien wider.

Therese J. Buckland, Leiterin des Lehrstuhls für Tanzkunde an der englischen Universität Surrey und selbst eine exzellente Ethnochoreologin (Volkstanzforscherin), hat die Schriften zusammengestellt. In der Forschung der traditionellen Tänze auf der ganzen Welt ist sie eine zentrale Persönlichkeit, ihre Fachkontakte beschränken sich nicht allein auf Europa, sondern reichen bis nach Amerika und Afrika. Dank dessen weist der vorliegende Band ein sehr weites thematisches und methodisches Farbspektrum auf. Es war das Ziel ein Buch zu verfassen, das ein Bild über die Vielseitigkeit der an verschiedenen Standorten der Welt, in verschiedenen geistigen Werkstätten durchgeführten Tanzforschung vermittelt.

Aus dem Gesamtprozeß der Tanzforschung konzentrierten sich die Forscher auf eine Tätigkeit, die Geländearbeit, ohne dabei außer acht zu lassen, daß alle Phasen – von der Planung der Forschung über die Geländearbeit, Dokumentation, Analyse und Systematisierung bis hin zur Ursprungszuweisung – miteinander eng in Verbindung stehende und voneinander untrennbare Elemente sind. Die Studien des

Bandes werden von der Herausgeberin in drei Hauptkapitel unterteilt und damit angezeigt, daß sich einzelne Studien eher mit den analytischen, andere mit den methodischen Fragen des Themas auseinandersetzen, während sich die dritte Gruppe mit den strategischen und ethnischen Fragen der Geländearbeit beschäftigt. Die Autoren der Schriften im analytischen Kapitel (*Theoretical Dimensions*) sind Adrienne L. Kaeppler, Drid Williams, Anca Giurchescu, László Felföldi und Egil Bakka. Im methodischen Kapitel (*Methodological Approaches*) finden sich die Arbeiten der Autoren Judy Van Zile, E. Jean Johnson Jones, Felicia Hughes-Freeland, Frank Hall, Owe Ronström und Brenda Farnell. Die Studien des dritten Kapitels (*Politics and Ethics*) verfaßten Andrée Grau, Andriy Nahachewsky, Maria Koutsouba, Thersa J. Buckland und Georgina Gore. Die thematische Unterteilung bedeutet nicht, daß die Studien analytischen Charakters keine Fragen, die sich auf die Methode der Forschung und die Technik der Dokumentation beziehen, enthalten würden und umgekehrt. Die Klassifizierung zeigt vielmehr, was die einzelnen Autoren in ihren Schriften für vorrangig hielten. Das Werk ist in dieser seiner Form eine lückenfüllende analytisch-methodische Zusammenfassung, für erfahrene Forscher wie auch für am Beginn stehende Studenten ein Musterexemplar der modernen Forschungsplanung. Ähnlich gezielte Werke bzw. Studien wurden bereits von einigen Autoren verfaßt – man denke hierbei z.B. an die Schriften von G. P. Kurath, Roderyk Lange, Joan Kealiinohomoku und J. C. Desmond –, doch kann sich keine einzige davon mit der Vielseitigkeit und thematischen Vielschichtigkeit des vorliegenden Buches messen.

Die ost- und mitteleuropäische Tanzforschung wird in diesem Werk durch die in Dänemark lebende Rumänin Anca Giurchescu, den in Kanada geborenen Ukrainer Andriy Nahachewsky und den Ungarn László Felföldi vertreten.

Anca Giurchescu, die zur Zeit bedeutendste Persönlichkeit auf dem Gebiet der rumänischen Tanzforschung (Zeitgenossin und Kollegin von György Martin und Ernő Pesovár), schreibt über ihre zwischen 1953 und 1979 in ihrer Heimat durchgeführten Forschungsarbeiten. Unter dem Titel *Past and Presence in Field Research: A Critical History of Personal Experience* schreibt sie detailliert über die Politbestimmtheit der rumänischen Volkstanzforschung, über die in der Diskrepanz von Förderung und Beschränkung durchgeführte Sammeltätigkeit. Im besonderen erwähnt Anca Giurchescu die Rückwirkung der Geländeforschung auf die traditionellen regionalen Gemeinschaften.

László Felföldi, Leiter der Abteilung Volkstanz des Instituts für Musikwissenschaften an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, legt in seiner Studie *Folk Dance Research in Hungary* die Methoden und Resultate der monographischen Volkstanzforschung dar, indem er die analytischen Hintergründe und methodischen Neuerungen der ungarischen Forschung darstellt. Er zeigt, daß die Geländearbeit ein sehr bedeutender und von der Ganzheit der Tanzforschung unkoppelbarer Teilbereich ist, überspitzt formuliert: nur von der Geländeforschung hängt der Erfolg der gesamten Forschung ab.

In seiner Schrift mit dem Titel *Searching for Branches, Searching for Roots: Fieldwork in my Grandfather's Village* berichtet der in der Emigration geborene

ukrainische Tanzforscher Andriy Nahachewsky über die Ergebnisse seiner in der Ukraine durchgeführten Forschungsarbeit. Mit dem Blick eines Kanadier-Ukrainers analysiert er das Polit-, Fach- und Traditionsmedium, in dem er zwischen 1977 und 1995 seine Volkstanzforschung durchführte. Indem er die von nationaler Voreingenommenheit belastete, auf Quantität orientierte Forschungsmethode des lokalen ukrainischen Forschungs-Ethnozentrismus mit seinen eigenen, weniger belasteten, problemorientierten, anthropologischen Beobachtungen vergleicht, filtert er daraus eine symbolisch formulierte Lehre. Neben oder statt dieser archaisierenden, purifizierenden und ethnizisierenden „Wurzelforschung“ hält er die „Zweigforschung“ für wichtiger, die ein realistischeres Bild über das heutige Leben, die Veränderungen sowie die sich in der kanadischen Emigration und in den osteuropäischen Diasporaminderheiten fortsetzende Existenz des „Traditionbaumes“ vermittelt.

Die beiden Wegbereiter auf dem Gebiet der amerikanischen Tanzanthropologie, Adrienne Kaeppler und Drid Williams, kritisieren (nicht zum ersten Mal) in ihren Studien die ethnozentrische Betrachtungsmethode der akademischen Tanzforschung, die sich mit Begriffen und Denkweisen der westeuropäischen Tanzkultur der Tanztradition afrikanischer, südamerikanischer und australischer Ortsgemeinden nähert. Ihr Ideal ist das „echte“ Malinowski-Forschungsmodell, das auf einer zeitlich sehr langen, unmittelbar teilnehmenden Beobachtung beruht, infolge der der „einsame“ Tanzforscher in der Tanzkultur der von ihm beobachteten Gemeinde völlig kompetent wird. Der Tanzanthropologe hat frei von Voreingenommenheiten danach zu streben, die Bewegungs-Sprachen der regionalen Gemeinden kennenzulernen und darin jene „Konzeption“ zu finden, die unserem Tanzbegriff am nächsten steht. Dabei ist es das Allerwichtigste, daß der Forscher die Bewegungskultur mit den Augen der betreffenden Gemeindeangehörigen betrachtet, um so einen tieferen Einblick in ihr Betätigungsfeld zu gewinnen. Während der Arbeit bedarf der Forscher einer ständigen Selbstkontrolle und Eigenreflexion, um auch für sich selbst seine versteckten Befangenheiten und Irrglauben aufzudecken. (Ähnliche Gedanken findet man auch in der Beschreibung des glaubwürdigen Forschers in *Structural Anthropology*, einem Werk von Levi-Strauss). Die Schriften des Bandes setzen sich alle mit einem ähnlichen Thema auseinander.

Bezüglich dieses Buches wäre noch ein weiterer Aspekt wert besprochen zu werden, nämlich jener, der auf die ständige Veränderung in der Konzeption der Volkstanzforschung bzw. bei der Grenzziehung dieses Wissenschaftszweiges aufmerksam macht. Theresa J. Buckland, die Herausgeberin dieses Buches, gab dem Werk folgenden Untertitel: *Prinzipien, Methoden und Fragen in der Ethnographie des Tanzes*. Der Begriff „Ethnographie des Tanzes“ bedeutet in ihrer Interpretation auf betonter Geländeforschung beruhende Tanzforschung, die in sich all jene Forschung auf dem Gebiet der Tanzanthropologie, Tanzfolkloristik, Tanzethnologie, Tanzsoziologie etc. birgt, die die Geländeforschung für ihr wichtiges Element hält. Der Begriff ist also umfassender als die Tanzanthropologie, die Tanzfolkloristik oder die Tanzethnologie. Hinter der Verwendung eines so umfassenden Terminus läßt sich das versteckte Bestreben erfüllen, die zeitweise auf einander argwöhnische Blicke

werfenden amerikanischen Tanzanthropologen und osteuropäischen Tanzfolkloristen in ein gemeinsames Lager zu holen. Diese Tendenz verstärkt auch die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Tanzforschung, die sich im Rahmen des Internationalen Verbandes für Traditionelle Musik (ICTM) entwickelt.

Den mehr als 200 Seiten umfassenden Band illustrieren 14 Fotos und zahlreiche Tanzschriftbeispiele, mittels der international meist verwendeten Fußnotenmethode vermerkt.

András GOMBOS

Andrew PURVES: *A Sheperd Remembers. Reminiscences of a Border Sheperd*. East Linton: Tuckwell Press, 2001, 280 Seiten

2001 erschienen als dreizehnter Band der Flashback-Reihe in der gemeinsamen Herausgabe des Tuckwell-Verlages und des Europäischen Ethnologischen Forschungszentrums die Erinnerungen des schottischen Schafhirten Andrew Purves. Der Autor wurde 1912 in Linton geboren. Es erfüllte sich ihm ein Kindheitstraum, als er in die Fußstapfen seines Vaters tretend sich mit der Schafzucht zu beschäftigen begann. Nachdem sein Vater 1944 in den Ruhestand gegangen war, wurde er selbständiger Hirte. Er heiratete und ließ sich auf der Farm in Ladryg nieder, wo er die folgenden 25 Jahre seines Lebens verbrachte.

Thematisch teilt sich das Werk in zwei Teile. In den ersten sechs Kapiteln werden seine Erlebnisse im Zeitraum seiner Kindheit bis zu seinem Erwachsenwerden erzählt. Der zweite Teil, d.h. die letzten acht Kapiteln, enthalten die Erinnerungen an sein Farmerleben in der Zwischenkriegszeit. Für Andrew Purves ist das Werk eine Erinnerung an eine verschwundene Gemeinschaft, der er einst selbst angehört hatte. Deshalb ist er der Ansicht, daß sein Buch – im Gegensatz zu den Arbeiten der Journalisten und Soziologen – die schottische Gehöftswelt von innen her betrachtet. Als Autobiograph besteht Purves nachdrücklich auf seine eigenen Erlebnisse und verwendet keine von anderen gehörten Geschichten, Anekdoten oder sonstige Dokumente. Der Autor versucht die Ereignisse der Vergangenheit in ihrer eigenen Realität darzustellen und hält es für kein nachahmenswertes Vorbild, wenn jemand die Vergangenheit idealisiert oder in übertrieben negativer Weise schildert.

Die sechs Abschnitte im ersten Teil der Autobiographie erzählen einzelne Stationen auf dem Wanderweg der Familie. Sein Vater widmete sich der Hofschafzucht, welche von der Freiland- oder Berghaltung zu unterscheiden ist. Purves legt vor dem Leser die auf der Farm in Burnfoot verbrachte Zeit sehr einfühlsam und lebensnah dar. Man lernt die Lebensweise der dort beschäftigten Arbeiter und Angestellten und die in der Hierarchie eingenommene Stellung des Hirten kennen. Der Autor schildert auch sehr detailliert seine Kindheitserlebnisse und erweckt die Kinderspiele und Abenteuer von einst zu neuem Leben. Als die Familie nach Roxburgh übersiedelt, verändert sich ihre bisherige Lebensweise sehr einschneidend, eine der Töchter geht arbeiten. Neu und attraktiv wirkte auf sie die nahe Eisen-

bahnlinie und Bahnstation, dank derer sich nun der Horizont ihrer Welt erweiterte. 1927–1930 lebte die Familie auf einer Farm in Fogo, die einem Manne namens Young gehörte. Damals arbeitete Andrew Purves bereits an der Seite seines Vaters. In dieser Zeit war es im allgemeinen üblich, daß die jungen Mädchen und Burschen bis zu ihrer Eheschließung beim Familienoberhaupt im Dienste standen. Für ihre Arbeit bekam die Familie ein monatliches Gehalt. Purves beschreibt bei der Schilderung der Jahre in Fogo sehr detailliert die von ihm durchgeführten Arbeiten sowie auch die Marktgewohnheiten dieser Zeit. Im Mai des Jahres 1930 verließ die Familie ihren bisherigen Wohnsitz und zog nach Glandale auf das Gut von Alderman Rea. Für die Wirtschaft in Northumberland in der Region von Border war wiederum die Vorherrschaft der Rinderhaltung charakteristisch. Der Zweite Weltkrieg brachte grundlegende Veränderungen für die schottische Farmwirtschaft. In jedem Bezirk entstanden Kriegs-Landwirtschaft-Kommissionen, die sich bemühten, die Regierungsanordnungen durchzuführen und den täglichen Wirtschaftsprozeß zu überwachen. Es war das Ziel, die Lebensmittelproduktion zu steigern, was vor allem zu einer vermehrten Bedeutung des Ackerbaus und einer Aufteilung des Weidelandes führte. Die drastische Abnahme des Schafbestandes zwang die Familie im Mai 1942 die Farm zu verlassen.

Im zweiten Teil seines Buches bringt Purves die von ihm als wichtig angesehene Eigenheiten der Schafzucht und des Farmerlebens in der Region von Border dem Leser nahe. Die Schafzucht war bis zum Zweiten Weltkrieg keinen großen Veränderungen unterworfen, im Laufe der Jahrzehnte änderte sich nur die Zusammenstellung der gezüchteten Tierarten. Purves vermittelt eine sehr genaue und detaillierte Beschreibung der einzelnen Arbeitsprozesse in der Schafhaltung (Lammen, Kastrieren, Baden etc.) Vor dem dann später weit verbreiteten Transport auf der Straße und per Bahn war es sehr zeitaufwendig die Schafe von einer Farm zur anderen bzw. auf die verschiedenen Märkte zu treiben. Die Märkte spielten im Leben der Hirten eine sehr wichtige Rolle. Ab Mitte Juli wurden die Lämmer zum Verkauf angeboten. Im 10. Kapitel zählt Purves die Anlässe auf, bei denen sich den auf der Farm lebenden Menschen Unterhaltungsmöglichkeiten boten. Sehr ausführlich beschreibt er die Lebensweise und den Alltag der auf den Gehöften beschäftigten Arbeiter. Wir können die Hierarchie der Farmarbeiter, vom Verwalter bis zu den Saisonarbeitern übernehmenden Iren, die vor allem beim Rübenziehen, bei der Heuarbeit sowie der Getreide- und Kartoffelernte aushalfen, kennenlernen. Im 12. Kapitel bekommen wir ein vollständiges Bild von der Gehöftearchitektur und Wohnkultur vermittelt. Die Hirten standen in direkter, persönlicher Beziehung zu den Farmbesitzern. Bei den Gutsbesitzern sind aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Größe ihres Bodenbesitzes gewisse Unterschiede zu beobachten. An der Spitze der Hierarchie standen diejenigen, die über einen Grund von 400–700 Morgen oder noch mehr verfügten. Zum zweiten Typ gehörten die unter bescheideneren Umständen lebenden und bei der Erledigung der alltäglichen Arbeiten mithelfenden Grundbesitzer. Die sog. arbeitenden Farmbesitzer und ihre Familien arbeiteten hart. An unterster Stelle dieser Rangordnung befanden sich die Kleinbesitzer und Pächter, die ihren Grundbesitz der Bodenaufteilung nach dem Ersten Weltkrieg zu

verdanken hatten. Die meisten dieser Ländereien waren von minderer Bodenqualität und zu klein, um ein bestimmtes Auskommen zu gewährleisten, sofern sich ihre Pächter oder Eigentümer nicht mit Milchwirtschaft und Schweine- oder Geflügelzucht beschäftigten. Die ländlichen Handwerker nahmen im Dorfleben eine wichtige Stellung ein. Zu den anerkanntesten Berufen zählten der des Hufschmieds und des Tischlers. Die Handwerker verfügten neben ihrer Arbeit über ein bißchen Grund und hielten sich sogar Vieh. Die Provinzgesellschaft war ohne die einstigen Gutsherren unvorstellbar. Ihr Einfluß und ihre Macht nahm nach dem Ersten Weltkrieg – als sie mit hohen Steuern belegt wurden – sehr stark ab.

Purves schließt sein Werk mit einem kurzen Epilog, in dem er knapp den Zeitraum von 1944 bis 1978 vorstellt. Er beendet sein Buch mit der Feststellung, daß sich nach der Zweiten Landwirtschaftsrevolution, d.h. nach 1945, die von ihm erlebte Welt von Grund auf geändert hat. Die Schilderung dieses Zeitraumes würde – nach Meinung des Autors – bereits den Inhalt der nächsten Arbeit darstellen.

Sein vorrangiges Ziel war es, Arbeitsabläufe und Situation der schottischen Schafzucht in der Zwischenkriegszeit anhand seines eigenen Lebensweges aufzuzeigen. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß uns das Werk von Andrew Purves sehr viel Aufschlußreiches vermittelt, durch seine Lektüre können wir eine als traditionell bezeichnbare Form der Tierhaltung kennenlernen, die in Schottland in der Zwischenkriegszeit bereits eindeutig die Marktverhältnisse geprägt hat.

László MÓD

Lindsay REID: *Scottish Midwives. Twentieth-Century Voices*. East Linton: Tuckwell Press, 2000, 193 Seiten

Zu dem Buch von Lindsay Reid schrieb Edith Hillan, Professorin der Fakultät für Hebammenausbildung an der Universität in Glasgow, ein Vorwort, in dem sie kurz die Tradition der Geburtshilfe in Schottland beschreibt. Gemäß dessen war im vergangenen Jahrhundert die Geburtshilfe einer jener ärztlichen Eingriffe, die ein Vorrecht der Frauen geblieben ist.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte in Schottland die Entbindung meist zu Hause, mit Hilfe einer Hebamme. Die Ausübung der Geburtshilfe war nicht gesetzlich geregelt und obgleich einige Hebammen über eine Fachausbildung verfügten, erwarben die meisten ihre Berufsausbildung durch die Praxis.

Das 20. Jahrhundert brachte große Veränderungen für die Entbindung. 1902 wurde in England, 1915 in Schottland ein Hebammenverband gegründet. Damit wurde unterbunden, daß fachlich unausgebildete Hebammen ihren Beruf ausübten, die Geburtshelferinnen wurden kontrolliert, registriert, und man garantierte ihnen eine Fachausbildung. Die Tätigkeit der Hebamme wurde immer verstärkter einer ärztlichen Kontrolle unterstellt. Es gibt aber sehr wenige Dokumente darüber, wie

die Hebammen diese Veränderungen erlebten, wie sie über die ihnen vorgeschriebene Ausbildung und Vorschriften, an die sie nun gebunden waren, dachten. Sie hatten sich außerdem auch noch mit einer weiteren Veränderung anzufreunden, da sich nämlich der Ort der Geburt von der Umgebung des Zuhauses in die Krankenhäuser verlegt hatte. Lindsay Reids Buch gewährt einen tiefen Einblick in die Welt der schottischen Hebammen, es dokumentiert, was sie über sich und die ihnen widerfahrenen Änderungen empfanden und dachten. Durch die Erzählung von Ereignissen bietet sich die Möglichkeit, an ihren Gefühlen und Erfahrungen – hinsichtlich ihrer Rolle in der Geburtshilfe des 20. Jahrhunderts – teilhaben zu können.

Dem Vorwort von E. Hillan folgt eine mehrere Seiten lange Erklärung der Wörter und Abkürzungen, danach erörtert L. Reid kurz die Umstände, die zur Entstehung des Buches führten.

L. Reid versuchte den Hintergrund der in den neunziger Jahren erfolgten Veränderungen in Praxis, Erziehung und Ausbildung der Hebammen darzulegen. Da ihre Forschungen nicht zum Erfolg führten, entschloß sie sich, die Medien um Hilfe zu bitten. Sie trat mit einigen schottischen Zeitungen in Kontakt und erhielt darauf mehrere Dutzend Briefe und Telefonanrufe von schottischen Hebammen. Aus unzähligen durchgeführten Interviews wählte sie schließlich das Material für dieses Buch zusammen.

Das Wort „midwife“ (Hebamme, Geburtshelferin) ist sehr alt, wahrscheinlich birgt es in sich die Bezeichnung der „with-woman“, also jener Frau, die während einer Geburt die Mutter begleitet. Es gibt auch einen noch älteren, sehr beliebten Ausdruck: „howdie“ oder „howdie wife“. Außer diesen beiden sehr verbreiteten Bezeichnungen zählt die Autorin die von ihr in den verschiedenen Landschaftsregionen zusammengesammelten – wahrscheinlich schlechthin existierenden – Hebammenbezeichnungen, darunter auch ein sehr altes keltisches Wort „ban chuideachaidh“, das dem heutigen Ausdruck der „aid woman“ entspricht, auf.

Die meisten Hebammen kamen zufällig zu ihrem Beruf. Erst führten sie eine Entbindung durch, dann wurden sie zu einer weiteren gebeten, später leiteten sie – aufgrund ihres guten Rufes – immer mehr Geburten, wobei sie sich durch die Praxis ihre Berufserfahrung erweiterten. Bis zum 20. Jahrhundert gab es in Großbritannien kein Gesetz für die Regelung der Geburtshilfe.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhundert rief man zur Niederkunft Frauen zu Hilfe, in dringenden medizinischen Fällen Männer. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts dominierten im Ärzteberuf die Männer, ebenso wie auch bei der Überwachung der Geburt und Geburtenhilfe nach der Einrichtung von Entbindungskliniken.

Die erste Hebammenschule wurde auf Initiative von Professor Joseph Gibson 1726 in Edinburgh eingerichtet. In Schottland gründete man in Dezember 1739 in Glasgow eine Hebammenschule. Nach Schottland und England fanden in ganz Großbritannien diese Schulen Verbreitung, aber die Hebammenausbildung war nicht einheitlich.

Gegen die offizielle Anerkennung der Hebammen stellte sich viele Jahre hindurch das Kolleg der Praktischen Ärzte. Grund dafür war, daß ihnen die Hebammen

wegen ihrer immer umfassenderen Ausbildung in der medizinischen Berufsbranche ernsthafte Rivalinnen zu sein schienen.

Zwanzig Jahre später, 1902, wurde der Hebammenverband schließlich in England und Wales anerkannt, allerdings noch nicht in Schottland und Irland. In Schottland sollte es dazu erst im Jahre 1915 kommen. Ziel war es, ein Praktizieren unausgebildeter Hebammen zu unterbinden. Bis Januar 1922 erreichte man es, daß es in Schottland keine Hebamme gab, die nicht an einer Geburtshilfenausbildung teilgenommen oder über kein Hebammenzeugnis verfügt hätte.

Trotz allem verschwanden die „Wehfrauen“ (howdies) nicht, sie wurden sehr gerne von den Frauen vor ihrer Niederkunft ins Haus gerufen, da sie billiger waren als diplomierte Hebammen und darüber hinaus vor und auch bis zu zwei Wochen nach der Geburt etliche Arbeiten im Haushalt (Aufräumen, Kochen, Backen) übernahmen. Diese Wehfrauen spielten selbst noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle im Leben der schottischen Familien. Dennoch nahm mit Zunahme der diplomierten Hebammen die Zahl der Wehfrauen ab.

Schließlich übernahm 1983 die Ausbildung der Hebammen und die Überwachung ihrer Arbeit der Zentralverband des Vereinigten Königreiches (the United Kingdom Central Council for Nurses, Midwives and Health Visitors).

Das Buch stellt in 20 Kapiteln das Leben von 25 Hebammen bzw. Geburtshelferinnen vor. Die Lebensgeschichten sind durch in Ich-Form erzählte autobiographische Erklärungen oder im Rahmen eines Interviews geführte Gespräche dargelegte Lebensdaten. Zu Beginn eines jeden Kapitels stellt die Autorin mit einigen Sätzen die Interviewperson vor, vermittelt ihr Geburts- und in manchen Fällen auch ihr Sterbejahr, erwähnt, ob sie Hebamme oder Diplomgeburtshelferin ist, und gibt im Falle einer Ausbildung auch Schule und Form dieser Ausbildung an. Die Titeln der Kapitel tragen meistens die Namen der betreffenden Personen, in den die Ausnahme darstellenden anderen Fällen führt die Autorin eine Erklärung an. So wünschten z.B. die diplomierten Hebammen der Kapitel „From the Outer Hebrides“ oder „I’m Glad I Came Back“, nicht namentlich genannt zu werden. In einigen Kapiteln treten mehrere Hebammen gemeinsam auf, sie verbindet selbstverständlich ein gemeinsames Erlebnis.

Das Buch von Lindsay Reid ist vor allem deswegen interessant, weil man mit den Augen der Hebammen und Geburtshelferinnen einen Blick in die Geburtshilfe werfen und durch ihre persönlichen Erzählungen unmittelbar an ihrem Leben, ihren Kämpfen, Enttäuschungen, Erfolgen und Erfahrungen teilhaben kann, so wie es Edith Hillan im Vorwort ausdrückt: „We have much to learn from their voices.“

Mónika ANGYAL

Ján BOTÍK: Slovenskí Chorváti. Etnokultúrny vývin z pohľadu spoločenskovedných poznatkov. Bratislava: Lúč, 2001, S. 231 Seiten (in slowakischer Sprache, mit kroatischer und englischer Einleitung)

Von mehreren Gesichtspunkten ist Ján Botíks Monographie über die slowakischen Kroaten ein Novum. Abgesehen von dem Umstand, daß bisher meist nur im Mutterland und im als Zentrum der Gradistye-Kroaten angesehenen Burgenland größere und kleinere zusammenfassende Schriften über die seit dem 16. Jahrhundert in Mitteleuropa (entlang der heutigen österreichisch-ungarischen Grenze [Burgenland-Gradisce], in der Westslowakei und im östlichen Teil Mährens [Gebiet von Mikulov]) angesiedelten und somit seit dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie die ethnische Zusammensetzung von vier Ländern facettenreicher gestaltenden Kroaten¹ erschienen sind, unterscheidet sich diese Publikation auch dem Inhalt und der Konzeption nach von den bisherigen Werken. In der Slowakei haben ebenfalls zahlreiche „Spezialisten“ (Linguisten, Demographen, Historiker, Ethnographen, Folkloristen, Literaturwissenschaftler) die Ansiedelung der Kroaten, ihre Eingliederung in die neue Heimat und in deren soziale, wirtschaftliche und kulturelle Lebensform sowie die verschiedenen Aspekte des damit verbundenen Prozesses der ethno-kulturellen Veränderung untersucht. Bisher gab es aber darüber hinaus kein Werk, das diese – eher als diffus bezeichnbare – Ergebnisse zusammengefaßt hätte. Diese Publikation gibt – sich auf die traditionelle Kultur konzentrierend – ein umfassendes Bild der slowakischen Kroaten, ohne dabei die Tatsache, daß die slowakischen Kroaten als Teil einer ausgedehnten (Gradistye-) Insel mit den in den einzelnen Staaten lebenden, zu den größten oder anderen Minderheiten zählenden Volksgruppen und darüber hinaus auch mit den in den benachbarten Ländern lebenden Kroaten in vielseitigem Kontakt stehen, außer acht zu lassen.

Das Werk bietet auch inhaltlich viel Neues: nach Dörfern gegliedert vermittelt es – mit einer von der Quellenbeschaffenheit abhängigen Detailliertheit – sich auf die Kroaten beziehenden Daten der Nationalitätenvolkszählungen des 15.–20. Jahrhunderts, ihre wichtigsten Produktionszweige, Quellen betreffs der Ansiedelung der Kroaten, die literarischen Erwähnungen der vorliegenden Gemeinden und die bis heute gegenwärtigen Ausdrucksformen der kroatischen Identität.

Mit einer Analyse der gesellschaftlichen Schichtung der kroatischen Minderheit in der Slowakei schwenkt die Publikation von den Landwirten, die die überwiegende Mehrheit der Angesiedelten darstellen, zur Untersuchung der kroatischen Adel-, Handwerks- und Stadtbevölkerung über (vor allem zu den Kesselschmieden, Goldschmieden, Barbieren, Hackenherstellern, Förstern und Steinbrucharbeitern, die sich in Preßburg niedergelassen hatten).

¹ Der Terminus der Gradistye-Kroaten wird bis zum heutigen Tag in zweierlei Bedeutung verwendet: dem engeren Sinn nach bezeichnet er die im Gebiet des Burgenlands lebenden, d.h. heutigen österreichischen Kroaten; im weiteren Sinn werden auch die heute in Ungarn, in der Slowakei und in Tschechien lebenden Kroaten verstanden.

Nationalitätennamen und -mentalität: im Zuge der Präsentation der verschiedenen, sich mit der Zeit verändernden, charakteristischen Ebenen im Gebrauch der Muttersprache (Gemeinde-, Liturgie-, Unterrichts-, Schrift- und Literatursprache) überschreitet der Autor die Untersuchung der Kroaten: Er erforscht die Entstehung der Mentalität und Identität der slowakischen Kroaten im Spiegel des Verhältnisses zur sie aufnehmenden Gemeinde (z.B. Sprachentausch). Er bricht mit der Methode der die kroatische Gemeinde als separierte Existenz suggerierenden, sich nur auf die Untersuchung der Kroaten beschränkenden Analysen, mystifiziert nicht die Bedeutung des sog. ethnischen Überlebens, sondern analysiert vielmehr die Interaktion von aufnehmender und aufgenommenen Gesellschaft und legt so die sich als Folge der Einsiedelung auf beiden Seiten ergebenden Veränderungen in der materiellen und geistigen Kultur dar, wobei er natürlich den Schwerpunkt auf Minderheitskroaten legt. Bedeutend ist das methodische Grundprinzip, mit dessen Geltendmachung der Autor zugleich die in den ethno-kulturellen Eigenheiten und den ethnischen (minderheitsmäßigen) Adaptionen der – in diesem Fall kroatischen – Gemeinde an das weitere gesellschaftliche Umfeld, und an die nationale Mehrheit (eine ebenfalls nicht homogene Gemeinde) auftretenden Veränderungen untersucht und all diese Prozesse als Entwicklung ansieht.

Bei der Untersuchung der traditionellen Kultur und Lebensweise – worauf in der Monographie der Schwerpunkt gelegt wird – sind auf dem Gebiet der Landwirtschaft, des Wein- und Obstanbaus, der Architektur und Wohnkultur ebenso wie auch hinsichtlich der Familien- und Kalenderfeste, der Volksbräuche und -künste, der Tracht, der hausgewebten Stoffe etc. diese regionalen Unterschiede nachzuweisen, deren Entstehung nur mit der Ansiedelung in einen weiteren Kontext interpretier- und beurteilbar werden, so wie dies Ján Bótk auch tut: daß nämlich die kroatischen Kolonien, abgesehen von ihrer eigenen starken Formung während der letzten vier Jahrhunderte, auch aktiv an der Entstehung jener Prozesse teilgenommen hatten, in deren Folge sich der in den Westgebieten der Slowakei bis heute bestehende kulturelle Facettenreichtum bildete.

Die wesentliche Neuheit dieser Publikation ist, unter Verwendung eines einzigartigen Bild- und Quellenmaterials² die geschichtliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche, sprachliche, kulturelle, religiöse und nationalitätenmäßige Entwicklung der in der Slowakei lebenden Kroaten zu präsentieren. Dank des packenden Bildmaterials und der Zusammenfassung, die erfolgreich den Anstoß zu Diskussionen gibt, ohne sich jedoch in Einzelheiten zu verlieren, wurde hiermit eine Publikation geschaffen, die über ihre wissenschaftlich-fachliche Funktion hinaus auch dem derzeit bei den kroatischen Nationalitätengruppen und Nationalitätenverbänden wiedererwachenden Interesse für ihre eigene ethnische und kulturelle Identität gerecht wird.

Szabina BOGNÁR

² Das im Werk vermittelte Bildmaterial stammt aus dem Dokumentationszentrum Kroatischer Kultur in der Slowakei, das vom Kroatischen Kulturverband der Slowakei und dem Slowakischen Nationalmuseum eingerichtet wurde. Das Material kann im Kroatischen Kulturmuseum in Devínska Nová Ves (ung. Dévényújfalú) besichtigt werden.

Boris A. RИВАКОВ: Язычество древней Руси [Heidentum der Urrussen]. Moskva: Sofia–Gelios, 2001, 741 Seiten

Wie auch in der Einleitung zu lesen, ist Boris Ribakovs Monumentalwerk gleichsam eine Fortsetzung seines 1981 in Moskau erschienen Buches „Язычество древних славян“ [Heidentum der Urslawen]. Die Monumentalität des Buches ist nicht nur hinsichtlich seines Umfangs, sondern auch seines im Inhalt behandelten Zeitraumes zu verstehen. Die Darstellung der heidnischen bzw. im weiteren Sinne ostslawischen Geschichte beginnt mit der Urgeschichte, den „trojanischen Jahren“, und verfolgt die Geschichte des Heidentums bis zum 13. Jh. – der Ära des Doppelglaubentums (двоеверие) – und danach seine gemeinsame Existenz mit dem Christentum. Es finden sich auch Hinweise auf den zähen Nachhutkampf des „Heidentums“ späterer Jahrhunderte. Der vielleicht größte Vorzug des Werkes ist sein umfangreiches Dokumentationsmaterial sowie sein interdisziplinärer Charakter, mittels dessen mit souveräner Selbstsicherheit sich auf archäologische, ethnologische und schriftliche Quellen stützende Daten angeführt und verwertet werden.

Der erste Teil der Arbeit ist vom ethnologischen Standpunkt von weniger großem Interesse (am ehesten noch hinsichtlich dessen, wie sich auch in Rußland in der Wissenschaft die Befangenheit – oder um es mit Bibós Worten auszudrücken „die nationale Wissenschaft“ – bemerkbar machte) und beginnt mit der Darlegung der slawischen Urgeschichte. Sich vor allem auf archäologisches Material berufend, vermutet Ribakov die seit der „Urzeit währende“ ethnische Kontinuität der Ostslawen auf dem von Dnjepr und Djesna begrenzten Gebiet. Allerdings bestreitet er nicht, daß die Vorfahren der Russen im Norden auf eine große finnisch-ugrischsprachige Volksgruppe trafen, die im Laufe der Ethnogenese eine bedeutende Rolle gespielt haben dürfte. Diesen weiten Bogen der Geschichte teilt Ribakov in vier größere Abschnitte, beginnt mit der Epoche der indoeuropäischen Einheit, läßt dann die Ära der bis zum 4. Jh. währenden, insgesamt 1000 Jahre dauernden slawischen Blütezeit folgen, die durch den Übergriff der Nomaden endete, und schließt im letzten Abschnitt mit der Entstehung des Staatstums und der feudalen Herrscherklasse der Weißrussen. Die strikte, lineare Geschichtsbetrachtung unterstützt auch das ethnologische Material. In der russischen Folklore haben sich tatsächlich Melodien und Lieder gehalten (die der Autor in großer Zahl zitiert), die wahrscheinlich das Andenken an einstige heidnische Waldesopfer bewahrt haben. Diese mit den Opferstätten der sich um Christi Geburt im Gebiet des unteren Dnjeprlaufes erstreckenden Зарубинецкая-Kultur in Verbindung zu bringen, wäre allerdings eine sehr kühne Behauptung.

Mit dem Blick des Archäologen verfolgt er den Prozeß der Annahme der christlichen Lehre. Der neue Glaube tritt zuerst in den Städten, in den Kreisen der urbanen Bevölkerung auf, was sich in einer Veränderung der Bestattungsrituale (keine Verbrennungen mehr) zeigt. Die allgemeine Verwendung christlicher Symbole auf den Friedhöfen ist allerdings erst ziemlich spät, an der Wende vom 12. zum 13. Jh.,

festzustellen. Der wirklich große Vorzug des Werkes ist die Darstellung der Bedeutung des religiösen Synkretismus bzw. der bereits oben erwähnten двоеверие.

Laut Meinung des Autors haben sich Andenken an das heidnische Bewußtsein am meisten und längsten in den Gewässerverehrungen gehalten. Gut dokumentiert- und zurückverfolgbare Spuren dafür sind uns in mittelalterlichen Quellen erhalten geblieben. Nebenbei sei erwähnt, daß die russische prawoslawische Kirche auch heute noch reichlich über heilige Quellen verfügt (Quellen der Mutter Gottes, Quellen der russischen Heiligen, heilige Seen usw.). Bei Erhebung der heiligen Orte sind vor allem verräterische geographische Namen zu beachten (z.B. Волосово, Бабий лес, Бабий дуб, Святая роща). Besondere Aufmerksamkeit verdient – vielleicht wegen ihres gesamtindoeuropäischen Charakters – die Eiche. Laut Ribakovs Dokumentation gilt die Eiche bis zum 18.–19. Jh. als kultischer Ort.

Ribakov rekonstruiert aufgrund archäologischer Funde das komplexe Weltbild der heidnischen Slawen, das aus einer Ober-, Mittel- und Unterwelt besteht. Jede dieser Weltschichten gehört einer bestimmten Gottheit. Er versucht auch den „ursprünglichen“, d.h. den vor der Wladimir-Heidenreform bestehenden Zustand des Pantheons der slawischen Götter zu rekonstruieren. Die Frage, wer die ursprüngliche oberste Gottheit der heidnischen Slawen war, kann er nicht mit Gewißheit beantworten, aller Wahrscheinlichkeit nach Род, da sich davon in der russischen Sprache solche Wörter wie народ, родина, природа, родить, урожай abgeleitet haben, eventuell aber auch Святовит oder Стрибор. Die Vorrangstelle Перун schreibt er der Wladimir-Heidenreform zu, die ein spezifischer Versuch war, daß ein Herrscher seine „eigene“ heidnische Kirche organisierte, eine christliche „Antitheologie“ zu schaffen probierte – um es mit Ribakovs Worten zu formulieren – und es nach dessen Fehlschlag Wladimir war, der mit dem Volk den christlichen Glauben aufnahm. Neben Перун betont der Autor aber auch die Gottrolle von Волос. Der Волос-Kultus ist auch in Kiew nachweisbar, Ribakov hebt aber die Bedeutung Nowgorods hervor, wo uns noch im 14. Jh. die Existenz einer Волос-Straße bekannt ist. Die nördlichen Gebiete verfügen in Hülle und Fülle über auf das Heidentum verweisendes Material, 1071 erscheint in Nowgorod ein волхв (die Bedeutung dieses Wortes läßt sich sehr schwer übersetzen, vielleicht am ehesten mit Zauberer, Magier, obgleich in der heutigen russischen Sprache die biblischen Heiligen Drei Könige „волхви“ genannt werden), der viel Unheil anrichtet. Noch im 16. Jh. gab es – wie uns bekannt ist – in den nördlichen Gebieten heidnische Kultorte, die Strohpuppenverbrennungen der Fischer von Nowgorod sind vielleicht ebenfalls ein Vermächtnis der Heidenzeit.

In einem gut dokumentierten Kapitel wird der Wirkungsbereich der волхви neu beschrieben. Man glaubte, daß sie die Witterung beeinflussen, auf die Natur einwirken und den Lauf der Wolken, der Sonne und des Mondes lenken konnten. Von ihrer Tätigkeit waren vor allem der nördliche und nordöstliche Teil Mittelußlands betroffen. 1024 organisieren sie im Oberen Wolgaland einen großen heidnischen Aufstand. Aus Kirchenregisterbüchern erfahren wir, daß noch im 17.–18. Jh. die Menschen gefragt wurden, ob sie die hexenden волхви aufsuchten.

Auch die bis zum 19. Jh. bedeutende Rolle der Schmiede wird in diesem Buch behandelt. Als Befürworter der Ehe wurden sie durch die Volksmeinung in Evidenz gehalten.

Spannend ist Ribakovs Ausführung über das Geheimnis des Todes des Unsterblichen Кощей. Wie vielleicht bekannt ist, befindet sich der Tod Кощей in einem Ei, das Ei in einer Ente, die Ente in einem Hasen, der Hase in einer Truhe, die Truhe steht ihrerseits unter einer Eiche und die Eiche auf einer Insel im Meer. Laut V. Ivanov und seinem Kreis handelt es sich hierbei um ein indoeuropäisches Urmotiv, während sich Ribakov der Ansicht derer anschließt, die das Motiv für finnisch-ugrischen Ursprungs und auch in der Kalevala für nachweisbar halten.

Bei der Analyse des Wladimirpantheons kommt Ribakov zu der Schlußfolgerung, daß sich 1. keine Elemente der Waräger-Skandinaven darin befinden und 2. das Ausbleiben von Род und den рожаницы aus dem Pantheon sowie die Präsenz der laut Ribakov ursprünglich iranischen Gottheiten Семаргл und Хорс einen iranischen „Szythen“-Einfluß vermuten lassen. Das Wladimirpantheon war infolge dessen eine künstliche Schaffung und reflektiert somit nicht den echten russischen (ostslawischen) Volksglauben. Dies ist eine der wichtigsten Erkenntnisse des Werkes.

Nach Ribakovs Forschungen läßt sich das Heidentum bis zum 17. Jh. verfolgen. Die Zurückdrängung bzw. Auflösung des Heidentums erfolgte nicht als einheitlicher Prozeß. Ribakov verweist darauf, daß im 12. Jh. in den Kreisen der städtischen Bevölkerung und der Bojaren gleichsam eine Renaissance des Heidentums zu beobachten war.

Leider kann der ungarische Leser nur sehr wenig über jenen sehr interessanten Prozeß, die Auflösung des Heidentums, erfahren, obgleich sich dieser Vorgang auch bei uns abgespielt hat. Wohl sind die ungarischen Daten viel spärlicher als die ostslawischen, und wie wir wissen, gibt es so gut wie keine „ungarische Mythologie“ oder es ist zumindestens keine erhalten geblieben, während uns aber die slawische wenigsten in groben Umrissen bekannt ist.

Gábor GYÓNI

Joseph S. WOOD: *The New England Village*. Baltimore. The Johns Hopkins University Press, 1997, 223 Seiten

Wer das revolutionär anmutende Werk von Joseph S. Wood über die Siedlungen an der Küste Neuenglands liest, der hält ein mit den europäischen und ungarischen geschichts- und gesellschaftsethnologischen Forschungen verwandtes amerikanisches Buch in den Händen. Arbeiten, die die Traditionen überprüfen und sich ihnen entgegenstellen, haben stets mit verstärkter Aufmerksamkeit zu rechnen, insbesondere dann, wenn sie so provokativ sind wie Joseph S. Woods Schrift. Dieses – laut Eingeständnis des Autors – die Grundelemente der amerikanischen, wissenschaftlichen Geschichtsschreibung in Frage stellende Buch ist das Ergebnis einer

ungefähr zwei Jahrzehnte währenden Forschungsarbeit, infolge der die Begriffe „Dorf“ (*village*) und „Stadt“ (*town*) eine neue Definition erhielten. Die Forschung war darauf abgezielt, die ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Studien über den Ursprung der Siedlungen Neuenglands zu überprüfen, da diese romantischen Traditionen, die bereits Teil des amerikanischen Allgemeinbewußtseins waren oder dazu gemacht wurden, als allgemein gültig darstellten. Diese Traditionen betrachten die Siedlungen Neuenglands als aus der Kolonialzeit stammende, eng besiedelte Agrardörfer, die ihre religiöse und kollektive Orthodoxie beibehalten und sich damit ihren Schutz garantiert hatten. Im Fortleben der Tradition spielte es eine große Rolle, daß solche Dörfer, Häuserformationen und Gemeinden erhalten blieben, in denen die Ortsbewohner stolz auf ihre Geschichte als Spiegel der dörflichen Landschaft blickten.

Obleich das Buch eine Kontroverse mit der amerikanischen Geschichtsauffassung entfacht, räumt der Autor dennoch ein, daß diese Siedlungen zu einer der bestimmenden „kulturellen Ikonen“ der kollektiven Vergangenheit Amerikas wurden. Der Grundgedanke des Buches wurde bereits vor zwei Jahrzehnten in Form einer Frage dargelegt, die außer den Autor auch Martin Bowden und Michael Steinitz beschäftigt hatte: Wie waren die Agrardörfer des 17. Jahrhunderts im 19. Jahrhundert zu Handelssiedlungen geworden? Die Antwort darauf ist nicht eindeutig, obgleich seit den siebziger Jahren zahlreiche, in diesem Werk auch angeführte Behauptungen erstellt wurden. Mehrere Wissenschaftler kritisierten den Autor, er würde sich mit einem Thema beschäftigen, dessen Analyse bereits seit langem die Anerkennung der Behauptung, diese Siedlungen hätten Spiegeleier geglichen (*fried eggs-settlements*), – d.h. der innere dichte Kern sei von einer äußeren, ihn versorgenden Zone umgeben worden – ergeben habe.

Der Autor überprüft jene traditionelle Theorie, laut der sich die Handelssiedlungen im Zeitalter der Föderation aus den Agrardörfern entwickelten, als die wirtschaftliche Aktivität in den relativ rückständigen Siedlungen Neuenglands stark genug dafür war, daß sich nicht nur Farmer in den Gemeinden niederließen. Er stellte eine neue Hypothese auf, gemäß der sie sich nicht aus landwirtschaftlichen Dörfern, sondern aus Stadtkernen – die in der Kolonialzeit kaum aus mehr als aus dem Gemeindehaus bestanden haben – entwickelt haben sollen. Grundlage dieser Interpretation sind nicht Überarbeitungen der alten Theorie, sondern zahlreiche historische Beweise, vor allem Stadtgeschichten, Landkarten, Reisebeschreibungen sowie eine aus der gründlichen Analyse der Belletristik filterbare Zusammenfassung.

Das *New-England-Dorf* ist eine der größten historischen „Landschaftsikonen“ Anglo-Amerikas. Ein Begriff, der sich von Generation zu Generation in das historische Andenken eingegraben hat. Ziel dieses Buches ist es, das New-England-Dorf in seinem Charakter als eine ausgeprägte volkstümliche, nationale Siedlungsform zu definieren und zu bestimmen wie sich der Begriff der Dorflandschaft mit kulturellem Gehalt gefüllt hat. Sowohl die populäre Auffassung als auch die Wissenschaft nötigten der traditionellen Dorflandschaft eine vorgefertigte Tradition auf, die im amerikanischen Gemeinbewußtsein allgültig wurde. Gemäß der kollektiven ameri-

kanischen Ansicht ist das Neuengland-Dorf eine von größeren Grüngeländen umgürtete landwirtschaftliche Siedlung mit malerisch bukolischer Atmosphäre, das Beispiel kollektiver Geduld im Zeitalter puritanischer Gesellschaftsregeln und wirtschaftlicher Veränderungen. Der puritanisch verpflichtete John Winthrop definierte es als „eine Stadt auf dem Hügel“ (*As a City upon a Hill*). Diesen puritanischen Gedanken analysierte Danile J. Boorstin im ersten sich mit der Kolonialzeit beschäftigenden Band seiner wissenschaftlichen, 1991 auch in Ungarn veröffentlichten Trilogie „Die Amerikaner“. Die Städte sind also Siedlungen, welche besiedelte und beständig kompakt bewohnte Kolonien sind (*compact settlements*). Obgleich diese Siedlungsform mittlerweile verschwand und sich auch die Gesellschaft veränderte – die Puritaner wurden Yankees –, blieb das entstandene Bild des Dorfes stets lebendig. Die Dörfer der Kolonialzeit waren selten von einfacher oder kompakter Struktur, sondern vielmehr durch die von der Gemeinde zuerkannten, unabhängigen Privatbesitze charakterisiert.

Die Zentraldörfer (*center villages*) – als Vorläufer der Städte – erfuhren zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht als organisatorische Einheiten der puritanischen Agrarsiedlungen ihren Aufschwung. Die Dorfbewohner selbst ließen diese Tradition entstehen, die dann im 19. Jahrhundert allgütig werden sollte. Die zentralisierenden Kräfte, die die Kolonieform gestalteten, bildeten diese Tradition: der gemeinsame Schutz, das puritanische Ordnungsprinzip der Aufteilung freien und kollektiven Grundes. Demnach wäre die Basis der Städte also die dicht bewohnte Siedlung (*compact villages*). Diese Theorie und Tradition widerlegt der Autor, indem er sich auf zahlreiche Quellen beruft.

Das Kulturgepäck (*cultural package*), das die Siedler Neuenglands aus dem sich verbürgerlichenden England mitgebracht hatten, beinhaltete den Anspruch auf frei bewirtschaftbaren, sich in Privatbesitz befindlichen Grund. Diese Felder wurden so angelegt, daß es genügend Grünweideland für die Rinder gab. In den frühen Kolonialzeiten wurden jene Siedlungen „Dorf“ (*village*) und „Stadt“ (*town*) genannt, deren Funktion es war, ihren Einwohnern Land zuzusichern. Die Dörfer begannen auch der Bedeutung der „Gemeinde“ gerecht zu werden, aber nicht unbedingt in der kompakten Form. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten sich die Stadtzentren wesentlich verändert. Bis zum behandelten Zeitraum bestanden sie nur aus einem Versammlungs- oder Gemeindehaus und dem darum angelegten Friedhof, später übernahmen sie die Funktion eines Zentrums und betrieben dynamisch Handel (*center village, commercial village*).

Die Romantiker des 19. Jahrhunderts begnügten sich nicht, die Ortsbedeutungen mit ihren früheren Funktionen zu assoziieren, sondern verliehen dem Begriff des Zentraldorfes (*center village*) einen neuen Wortsinn. Die Form der Siedlungen und ihre Handelserfolge schrieben sie der puritanischen Kollektivfunktion der Kolonialzeit zu. Die erfolgreiche Wohn- und Fremdenverkehrspolitik des 20. Jahrhunderts führte dazu, daß die Tradition dieser Assoziationsart von Grundform und Gemeinde tief in die Kulturlandschaft von Wissenschaft und Gemeinwesen eindrang.

Der Verfasser des Buches hebt die Quellen, die er für seine Arbeit benutzte, hervor. Diese Forschungsmethoden machen die amerikanischen volkskundlichen Sammlungen den Forschungsergebnissen der europäischen bzw. ungarischen historischen Volkskunde und Gesellschaftsethnologie ähnlich. Seine fundamentalen Quellen sind folgende: die geschichtliche Ökologie mit der „Haus in der Landschaft“-Definition, frühere Reise- und Dorfbeschreibungen, Kolonialaufzeichnungen, Landkarten, das Direct Tax Census aus dem Jahre 1798 sowie mehrere hundert Stadtgeschichten. Die Mitglieder des Forschungsteams untersuchten, wie die Gemeinschaft in den verstreuten Siedlungen funktionierte, sie konstatierten die Anpassung der englischen Siedlungen Neuenglands an diese Siedlungsform, demonstrierten, wie sich ab dem 18.–19. Jahrhundert die heute bekannte Siedlungsform – inklusive Bauart der Häuser und wechselseitiges Verhältnis von Wohnhäusern und anderen Gebäuden – entwickelte und ausgestaltete, sie forschten nach dem Ursprung der Dorfdefinition und brachten ihn mit den Resultaten der romantischen Kultur des 19. Jahrhunderts sowie der derzeitigen Entwicklung der Gartenstädte in Verbindung und gaben schließlich den Anstoß für die Diskussion, wie sich die Tradition der amerikanischen Landschaft gebildet haben mochte.

Zahlreiche bedeutende und einzigartige Zusammenfassungen wurden erstellt: gemäß der traditionellen, diachronischen Schilderung entwickelten die puritanischen Siedlungen eine kollektive, religiöse, gesellschaftliche und landwirtschaftliche Form, die sie mit der Vorstellung der bezähmten Wildnis verbanden. Diese Formen verschwanden aufgrund der Raumeroberung des Individuums, in Verbindung mit dem Gesellschaftswechsel vom Puritaner zum Yankee. Dem entgegen lenkt der Autor die Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß die reichen ökologischen Zonen Neuenglands regional verschiedene Landwirtschaftsformen entstehen ließen, von der Küste bis zum Inneren des Festlandes, von der Flutwirtschaft bis zum extensiven Getreideanbau. Die Dörfer, die sich in diesen verschiedenen Zonen befanden, erfüllten in der Kolonialzeit neben den Städten eine sekundäre Aufgabe, sie wurden zu Kollektiven freier Farmer in harmonischer Parallelität zu ihren Kirchengemeinden. Die Dörfer der Kolonialzeit sind demnach keine gesonderte Formen, sondern frühe Erscheinungen des von den englischen Vorfahren stammenden Siedlungsbewußtseins, das dann später im 19. Jahrhundert die landwirtschaftliche Expansion der USA kennzeichnen sollte.

Am Ende der Kolonialzeit waren die meisten Häuser in den östlichen und mittleren Gebieten Massachusetts kleiner und mit weniger Schmuckelementen versehen und lösten sich – was man eigentlich nicht glauben würde – weitgehend von der Landschaft. Die uns bekannten Häusertypen des späten 18. Jahrhunderts hatten sich nach der Revolution im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung ausgestaltet. Auch der Ausbau der Zentraldörfer, den der Handel und die damit verbundene Entwicklung des Transport- und Kommunikationswesens ermöglicht hatten, ist in dieser Zeit anzusiedeln. Die urbane Elite des 19. Jahrhunderts bildete ihr eigenes Ideal und projizierte es rückwirkend auf die Kolonialzeit. Die reichen Häuser der Gegenwart und die Grüngürtel der Siedlungen wurden zu historischen Tableaus, die die Zeit der Romantik vorgefertigt hatte. Diese konstruierte Tradition (über den Ursprung

der Siedlungen und Häuser) setzte sich auch im wissenschaftlichen Bereich fest und ließ die diesbezügliche Theorie entstehen.

Wie die Gegenwart die Vergangenheit gestaltete, so bildete sich auch das Stadtbild, das das vorgeformte Bild von der amerikanischen Landschaft bestimmte (*postcard-perfect town*): weiß getünchte Häuser und schwarze Spaletten mit klassisch gestalteten Kirchen und schattenspendenden Bäumen. Die Rückführung dieser Form auf die mit dem Siedlungsbewußtsein entstandenen Siedlungen der Kolonialzeit ist hingegen eine Umformung der Vergangenheit und nicht ihre organische Fortsetzung. Ironie des 20. Jahrhunderts ist es, daß nun diesen Dörfern der rege Handel, der sie entstehen ließ, fehlt. Heute werden diese einstigen „champagnerschäumenden“ Städte von Menschen bewohnt, die den eigenen Gesetzmäßigkeiten der städtischen Gesellschaft nichts abgewinnen können oder davor flüchten.

Zoltán EROSTYÁK